

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

Was tun gegen Antisemitismus?

Michael Volkmann

Ein Beitrag aus der Tagung:

»Gottesmörder und Kriegstreiber«

Antisemitismus in den Religionen

Bad Boll, 27. – 29. November 2009, Tagungsnummer: 640209

Tagungsleitung: Wolfgang Wagner, Dr. Michael Volkmann

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2009 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

Was tun gegen Antisemitismus?

Michael Volkmann

1. Worum geht es in diesem Vortrag?

Vor ziemlich genau fünfundzwanzig Jahren, vom 9. bis 11. November 1984, fand hier in der Evangelischen Akademie Bad Boll die Tagung „Antisemitismus – eine Generationenfrage?“ statt. Damals sagte Dr. Jacob Posen aus Zürich in der Schlussdiskussion: „Was mir auffällt ist, dass ein gewisses Fremdheitsgefühl gegen das, was man jüdisch nennt, oder gegen das Judentum oder gegen Juden überhaupt, keineswegs nur in neonazistischen Kreisen zu finden ist. Wann immer Juden identifizierbar auf die Bühne treten, sei es auf die Weltbühne oder in einem kleineren Kreis, kommt dieses Ablehnungsgefühl mit hinein, nicht ausschlaggebend, aber doch mitspielend. ... Ich will diese Ablehnung nicht schon als Antisemitismus bezeichnen, aber sie weist auf eine geistige Einstellung hin, die auf dem aufbaut, was in tausendachthundert Jahren theologischer, aber auch sonstiger geistiger Erziehung in der Bevölkerung sich heute immer noch niederschlägt.“¹ Mir ist dieses Zitat damals nicht in besonderer Erinnerung geblieben. Aber bei der Durchsicht der Tagungsprotokolle heute erscheint mir seine Aussage wesentlich. Sie ist noch so zutreffend wie vor fünfundzwanzig Jahren, sowohl auf der Weltbühne wie in vielen kleinen Kreisen. Ein Fremdheitsgefühl gegen Juden und Judentum durchzieht bis heute Theologie und Kultur und hält den Schoß fruchtbar, aus dem der Antisemitismus kroch und noch kriechen kann.

Darum werde ich beim Thema „Was tun gegen Antisemitismus?“ nicht über Antisemiten sprechen. Nicht über Rassismus- und Aggressionstheorien, Vorurteilsforschung, Fallanalysen und Enquete-kommissionen. Mich interessiert vielmehr das Verhältnis unserer Religion und unser Verhältnis zu Juden und Judentum. Was tun gegen den Antisemitismus „in der Mitte der Gesellschaft“, „Mitten im Leben“², dort, wo die Kirche ist oder sein möchte? Was tun gegen das Fremdheitsgefühl und die Ablehnung, von denen Jacob Posen hier vor einem Vierteljahrhundert gesprochen hat, bei uns Christen? Ich möchte auf die Frage „Was tun gegen Antisemitismus?“ Antworten finden, mit denen Sie dort, wo Sie leben, etwas anfangen können.

2. Die Lehre der Verachtung in eine Lehre des Respekts verwandeln

Es wäre falsch, dieses Gefühl zu überspielen. Als in meiner Kirchengemeinde vor zwölf Jahren zum ersten Mal eine Toralernwoche mit Lehrern aus Israel stattfand, waren gleichzeitig erstmals jüdische Gäste aus der russischen Partnerstadt anwesend. Sie begegneten einander in unserem Gemeindezentrum. Die Lernwoche hatte die biblische Josephsgeschichte zum Thema. Mit den Worten, mit denen sich der ägyptische Vizekönig den Söhnen Jakobs zu erkennen gab, ging unser Jerusalemer Lehrer auf

¹ Evangelische Akademie Bad Boll, Protokolldienst 11/85, S. 59.

² „Mitten im Leben“ heißt ein Projekt der Diakonie: <http://www.diakonie.de/kooperationsprojekt-mitten-im-leben-5296.htm>.

die Petrosawodsker zu: „Ich bin Joseph, euer Bruder.“³ Das war eine starke Geste, und sofort war mir klar: mir steht es nicht zu, als Christ so zu sprechen. Zugleich ist mir in Erinnerung geblieben, was eine jüdische Teilnehmerin ebendieser Lernwoche gesagt hatte: Wir brauchen keine Umarmungen, wir erwarten Respekt!

So können wir die Leitfrage „Was tun?“ konkretisieren: Wie kommen wir von der traditionellen christlichen Lehre der Verachtung der Juden zu einer Lehre des Respekts ihnen gegenüber? Und zwar nicht nur den Juden gegenüber, die uns ähnlich sind, den liberalen, sondern auch gegenüber den orthodoxen und den säkularen, denen in der Diaspora und denen in Israel?

Der emeritierte Heidelberger Professor für Altes Testament Rolf Rendtorff, Vorkämpfer im christlich-jüdischen Dialog, ließ sich vor über zehn Jahren durch ein Zitat Elie Wiesels zu einem Vortrag anregen. Wiesel hatte geschrieben: „Der nachdenkliche Christ weiß, dass in Auschwitz nicht das jüdische Volk, sondern das Christentum gestorben ist.“⁴ Nicht das Christentum schlechthin, entgegnet Rendtorff, ist gestorben, sondern das für Auschwitz mitverantwortliche und an Auschwitz mitschuldige Christentum. Das Christentum der Judenverachtung ist in der Schoa untergegangen, es hat sich in Worten der württembergischen Landessynode als unentschuldbarer theologischer Irrtum mit entsetzlichen Folgen erwiesen⁵. Das jüdische Volk lebt, sagt Rendtorff, und zwar gerade nach der Schoa auch in der neuen Existenzform des Staates Israel. Und dann fährt er fort: „Wenn wir unser Verhältnis zu den Juden und zum Judentum revidieren wollen, müssen wir unser eigenes Selbstverständnis revidieren. Es genügt nicht, eine neue Beziehung zu den Juden zu finden. Auch das ist natürlich wichtig, aber das trifft noch nicht den Kern des Problems. Wir müssen damit beginnen, den Juden zurückzugeben, was ihnen gehört und was wir uns unrechtmäßig angeeignet haben. Liebe Freunde,“ so Rendtorff weiter, „täuschen wir uns nicht: Diese Aufgabe ist alles andere als leicht. Sie konfrontiert uns mit Fragen, die sich die Christenheit in ihrer bisherigen Geschichte noch nicht gestellt hat. ... Es geht jetzt nicht mehr darum, aus christlicher Sicht Israel zu definieren, sondern es kommt darauf an, angesichts des Weiterbestehens des jüdischen Volkes die Kirche neu zu definieren.“⁶

3. Die Kirche muss sich theologisch neu definieren ...

Zwei Dinge, so Rendtorff, seien zu tun: wir müssen die Anfänge des Christentums neu studieren und zu verstehen versuchen und wir müssen überprüfen, ob die Kirche dem Neuen Testament treu geblieben ist. Sie ist es nicht, denn sonst wären wir heute nicht hier, und darum macht sich Rendtorff auf die Suche nach der verloren gegangenen Alternative: einem Christentum, das das Bewusstsein dafür bewahrt hätte, ein Teil des Judentums zu sein. Da es aber diese Alternative historisch nicht gibt, versucht er sich einen Neuanfang vorzustellen, wie ihn der schwedische Bischof Krister Stendahl vorschlägt: „Wir müssen die Juden fragen, trotz allem, ob sie bereit sind, uns wieder einen Teil ihrer

³ 1. Mose 45,4.

⁴ Rolf Rendtorff, Ist in Auschwitz das Christentum gestorben?, in: epd-Dokumentation 10/2003, S. 65.

⁵ „So wurde ausdrückliche Judenfeindschaft ein Teil des christlichen Selbstverständnisses. Dieser unentschuldbare theologische Irrtum hatte entsetzliche Folgen.“ Württembergische Evangelische Landessynode, Erklärung zum Verhältnis von Christen und Juden „Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen“ oder „... der Treue hält ewiglich“ vom 6. April 2000, in: Hans Hermann Henrix, Wolfgang Kraus (Hg.), Die Kirchen und das Judentum Bd. II: Dokumente von 1986-2000, Paderborn und Gütersloh 2000, S. 934.

⁶ Rendtorff, a.a.O., S. 70.

Familie werden zu lassen, gewiss einen besonderen Teil, aber doch Verwandte, die sich selbst als eine besondere Art von Juden betrachten.“⁷

Rendtorff plädiert also für ein Selbstverständnis, das uns Christen neu in unserer Herkunft und unseren Wurzeln verankert. Und Stendahl nennt Christen „eine besondere Art von Juden“. Worin besteht nun der Unterschied zu der eingangs problematisierten Verbrüderung? Er besteht darin, dass Stendahl sagt: „Wir müssen die Juden fragen, ob ...“ Meines Wissens steht die Antwort von jüdischer Seite noch aus, und das aus gutem Grund. Es ist in den Kirchen Europas und Nordamerikas über das Verhältnis zum Judentum in den vergangenen fünf Jahrzehnten viel nachgedacht, neu formuliert und verkündet worden. Wir werden aber nicht allein an unseren Worten geprüft, sondern vor allem an unseren Taten.

a) ... und ihre Praxis verändern

Unsere Taten aber hinken unseren hehren Worten hinterher. Für den christlich-jüdischen Dialog gibt es mittlerweile beauftragte Spezialisten. Sie versuchen zwar mit viel Engagement und Phantasie das große Schiff der Kirche auf den in vielen hundert Erklärungen neu formulierten Kurs zu bringen, doch nur mit mäßigem Erfolg. Nur dort, wo Pfarrerinnen und Pfarrer sich von dieser Bewegung ergreifen lassen, kommt es zum Kurswechsel. Im Theologiestudium spielt das lebendige Judentum jedoch eine so geringe Rolle, dass ein Berliner Theologieprofessor feststellte, die meisten examinierten Theologen seien in Bezug auf jüdische Kenntnisse Analphabeten⁸. Aber ohne veränderte Lehre kommt es zu keiner veränderten Praxis.

Sind *wir* denn schon so weit, dass wir mit Stendahl sagen können, wir betrachten uns selbst als eine besondere Art von Juden? Was macht uns dazu? Was haben wir von Juden empfangen, das wir ihnen – mit Rendtorff gesprochen – zurückgeben müssten?

b) Das Neue Testament als jüdisches Buch verstehen

Schon 1938 bezeichnete Leo Baeck „Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte“⁹. Nicht nur das Alte, auch das Neue Testament ist ein durch und durch jüdisches Buch, von jüdischen Autoren über vorwiegend jüdische Menschen und Verhältnisse, bezogen auf das jüdische Land. Inhaltlich bewegt es sich im Rahmen der Denkmöglichkeiten des Judentums jener Zeit. Es enthält rund 3.000 Zitate aus der jüdischen Literatur und nur etwa ein halbes Dutzend aus der antiken griechischen. Es ist tief im Alten Testament verankert, das zeigt sein Anfang, der Stammbaum Jesu zurück bis auf Abraham in 1. Mose 12.

c) Jesus Christus ist Jude

Dieser Stammbau weist Jesu Jude sein nach. Das ist nicht neu. Luther erkannte an, dass Jesus „ein geborener Jude sei“. In der Tradition der deutschen Leben-Jesu-Forschung hört man bis heute sagen: „Jesus von Nazareth war Jude“, den auferstandenen Christus dagegen hält man für universal. Das Neue Testament bezeugt aber den ungeteilten Jesus Christus. Und es bezeugt ihn als Juden. In seinem

⁷ Zit. bei Rendtorff, a.a.O., S. 72.

⁸ Mündliche Mitteilung.

⁹ Leo Baeck, Paulus, die Pharisäer und das Neue Testament, München und Frankfurt am Main 1961, S. 99.

ersten Vers erfahren wir über Jesus Christus als erste Information überhaupt, dass er Sohn Davids ist, des Königs über Juda und Israel. Jesus kann, wenn er der Christus ist, gar nirgends anders herkommen als aus dem jüdischen Königshaus. Sein Ort im Judentum ist hinsichtlich seiner Lehre in großer Nähe zu den Pharisäern, mit denen er sich intensiv auseinandersetzt. Hinsichtlich seiner Lebensweise erinnert er an die so genannten frühen Chassidim (Frommen), die als galiläische Wanderprediger Wunder taten und ein besonders inniges Gottesverhältnis pflegten¹⁰. Jesus stirbt als jüdischer Märtyrer unter der Hand Roms. Dem Jünger Thomas zeigt er als Auferstandener seine Identität mit dem Gekreuzigten: seine Wundmale, die darauf schließen lassen, dass er als Auferstandener auch den anderen Ausweis seiner Jüdischkeit trägt, das Bundeszeichen vom Sinai, das er nach Lukas 2,21 am achten Lebenstag erhalten hat. Und nicht nur das. Auch der, dessen Wiederkunft wir erwarten und erbitten, kommt „aus Zion“¹¹. Er gehört so sehr den Juden, dass Paulus in Römer 11,26-27 diese Wiederkunft als Erfüllung jüdischer Erlösungshoffnung beschreibt, ohne jede Christologie. Wenn wir unsere Praxis als Nachfolge Jesu verstehen, so ist unsere neue Praxis Nachfolge des Juden Jesus, der nach Römer 15,8 den anderen Juden ein *diakonos*, ein Diener geworden ist.

d) Vieles, was uns wichtig ist, gehört den Juden

Auch anderes, das uns wichtig ist, gehört den Juden. Paulus schreibt darüber in Römer 9,4-5: Der Name Israel, den die Kirche so fest an sich gerissen hatte, dass manche Christen 1948 den Juden das Recht absprachen, ihren Staat so zu nennen¹². Dann die Gotteskindschaft und damit verbunden das Recht, zu Gottes Familie zu gehören und das Heil zu erben. Weiter die Herrlichkeit Gottes, seine Majestät und Menschenzugewandtheit. Auch die Bundesschlüsse gehören den Juden und auch den erneuerten endzeitlichen Bund schließt Gott mit *ihnen*¹³. Ihnen gehören die Gesetzgebung am Sinai und der Gottesdienst. Und ihnen gehören die Verheißungen, die von Jesus Christus nicht erfüllt, sondern bestätigt werden¹⁴. Schließlich gehören ihnen die Erzväter und, wie schon gesagt, Jesus Christus seiner leiblichen Abstammung nach. So Paulus im Römerbrief. Wir können hier noch die Erwählung sowie die Zugehörigkeit zu Gottes Volk ergänzen. Die wesentlichen Gaben Gottes sind Gaben an die Juden, an denen wir durch Jesus Christus Anteil haben. Christen haben sie ihnen in der Vergangenheit gänzlich streitig gemacht und sich unrechtmäßig angeeignet. Wir haben zu respektieren, dass sie ihnen gehören und dass wir sie allein durch Gottes Gnade mit ihnen teilen.

Meine bisherigen theologischen Überlegungen lassen sich mit einem Zitat Peter von der Osten-Sackens zusammenfassen: „Juden und Christen sind, was ihre ‚urzeitliche‘ Herkunft und ihre endzeitliche Zukunft angeht, *eine* Religion. Sie sind gegenwärtig, ihren geschichtlichen Manifestationen nach, *zwei* Religionen. Die Einheit am Anfang und am Ende ist Glaubensgegenstand oder Teil des Glaubens, die Zweiheit ist geschichtliches Faktum und wohl auch geschichtlich nicht aufhebbar. Ein wesentlicher Teil unserer theologischen, seelsorgerlichen, pädagogischen Aufgabe wird darin bestehen, dies beides – die geglaubte Einheit und die geschichtliche Zweiheit dieser Religionen – ins rechte

¹⁰ Krupp, Michael, Die frühen Chassidim, Tübingen 1996.

¹¹ Römer 11,26.

¹² Simon Schoon, Christliche Verwirrung angesichts des vierzigjährigen Bestehens des Staates Israel, in: Kirche und Israel. Neukirchener theologische Zeitschrift 1/1988, S. 34: „Im Mai 1948 beklagte sich das offizielle Blatt des Vatikans, der ‚Observatore Romano‘, über die Tatsache, daß der neue Staat den Namen Israel gewählt hatte, weil allein die Kirche als das ‚wahre Israel‘ das Recht auf diesen Titel habe.“

¹³ Römer 11,27.

¹⁴ Römer 15,8.

Verhältnis zueinander zu setzen.“¹⁵ Dieses rechte Verhältnis versuche ich mit den Begriffen „Verankerung in unseren Wurzeln“ und „Respekt“ auszuloten.

4. Die Kirche braucht eine christlich-jüdische Praxis

Nun aber zur Praxis. Was tun gegen den Antisemitismus in unserer christlichen Religion, gegen das Fremdheitsgefühl und die Ablehnung gegen Juden, die nach wie vor zu Antisemitismus führen können? Wenn ich im Folgenden einzelne Punkte aufzähle, tue ich das nicht losgelöst von meiner eigenen Erfahrung. Ich rede nicht von unerfüllbaren Idealen, sondern von Dingen, die ich selbst tue und die jede und jeder tun kann, die bzw. der ihre Wichtigkeit einsieht. Abstrakt gesagt, geht es mir darum, meinen christlichen Alltag immer mehr mit jüdischen Perspektiven auf die Dinge zu konfrontieren und immer mehr auch um Begegnung und Kooperation mit Juden zu erweitern und zu vertiefen.

a) Pflege der Erinnerungskultur

Das erste ist der wache Umgang mit der Erinnerung, die Pflege der Gedenkkultur. In zwei Zitaten finde ich ausgedrückt, worum es mir geht. Das erste ist von Bundespräsident Roman Herzog am 27. Januar 1999: „Wir sollten – über das ganze Land verbreitet – noch mehr Orte der konkreten, historischen Erinnerung haben. Der Nationalsozialismus hat nicht nur in Berlin stattgefunden oder in Nürnberg oder in München. Überall hat es Szenen des Schreckens gegeben. Überall gab es Schulen, aus denen jüdische Kinder entfernt wurden. Überall gab es Geschäfte, die den Besitzern weggenommen wurden. Überall hatte die SA ihre Verhörkeller. Überall gab es Sammelstellen für die Transporte. Wer sich nur ein wenig damit beschäftigt, der kann herausfinden, wie sich das Verbrechen ganz in seiner nächsten Umgebung abgespielt hat.“¹⁶ Das zweite Zitat ist von Hannes Heer vom Hamburger Institut für Sozialforschung: „Es reicht nicht, dass der Schrecken des Vergangenen nur die mentale Schicht erreicht. Er muss durchgehen, ich muss emotional berührt sein – in meinem Moralzentrum, in meinem Gewissen! Er muss die Zone erreichen, in der über Handeln entschieden wird.“¹⁷

Handeln heißt, die Orte, von denen Roman Herzog spricht, als Gedenkort kenntlich zu machen durch Tafeln, Stolpersteine, künstlerische Anlagen, Denkmäler¹⁸. Sie zu besuchen, junge Leute hinzuführen und am authentischen Ort zu erzählen, was hier geschehen ist. Die Tage, mit denen wir den Schrecken besonders verbinden, den 9. November, den 27. Januar, herauszuheben aus dem Alltag und zu gestalten durch öffentlich wahrnehmbare und nachvollziehbare Akte des Gedenkens¹⁹. Die religiöse Qualität der nazistischen Angriffe auf die jüdischen Gemeinden, ihre Synagogen und heiligen Schriften herauszuarbeiten und die Erinnerung daran zu verstetigen durch die Aufnahme des 9. No-

¹⁵ Peter von der Osten-Sacken, Zum gegenwärtigen Stand des jüdisch-christlichen Dialogs und seinen Perspektiven in: Rainer Kampling / Michael Weinrich [Hg.], Dabru emet – redet Wahrheit. Eine jüdische Herausforderung zum Dialog mit den Christen, Gütersloh 2003, S. 212.

¹⁶ http://www.bundespraesident.de/Reden-und-Interviews/Reden-Roman-Herzog-,11072.11988/Rede-von-Bundespraesident-Roma.htm?global.back=/Reden-und-Interviews/-%2C11072%2C1/Reden-Roman-Herzog.htm%3Flink%3Dbpr_liste.

¹⁷ Zitat (ca. 1999) nicht mehr nachweisbar.

¹⁸ Vgl. etwa Adelheid Schlott, Die Geschichte der Geschichten des Tübinger Synagogenplatzes. Mit Beiträgen von Ulrike Baumgärtner, Daniel Felder, Martin Ulmer und Michael Volkmann, Tübingen 2009 (Tübinger Besonderheiten; Bd. 3).

¹⁹ Erinnerung und Umkehr. Novemberpogrome 1938. 9. November 2008. Ökumenischer Gottesdienst, Stunde der Erinnerung, hg. v. der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Baden-Württemberg, Stuttgart 2008.

vembers als offiziellen kirchlichen Gedenktag in den liturgischen Kalender der Kirche²⁰. Den 27. Januar begehen wir als internationalen Gedenktag in säkularen Zusammenhängen, etwa an Schulen, durch jährlich wechselnde Lerneinheiten über Repräsentanten eines ausgewählten Schulfachs, die Opfer wurden, kollaborierten, Widerstand leisteten²¹.

b) Begegnungen mit Jüdinnen und Juden suchen

Handeln heißt heute, Begegnungen mit Jüdinnen und Juden zu suchen. Vorurteile und Irrtümer über andere Menschen lassen sich am besten entkräften durch das Kennen lernen dieser Menschen. In Württemberg kommen auf einen Juden rund siebenhundert evangelische und über sechshundert katholische Christen. Es kann also unmöglich jeder Christ hierzulande einen Juden kennen. In menschlicher Beziehung ist das Wort Jude für einen Christen in der Regel also eine Leerstelle. Mein Interesse am Judentum und mein Reden über Juden ändern sich, wenn bei diesem Stichwort vor meinem geistigen Auge das Gesicht eines konkreten Menschen erscheint, der mir begegnet ist, den ich respektiere und sympathisch finde. Menschliche Begegnung ist das A und O des christlich-jüdischen Dialogs.

c) Öffentlich zu Juden stehen

Handeln heißt heute, öffentlich zu den Juden zu stehen, die hier mit uns leben. Ihren Einladungen zu folgen und bei ihnen zu sein, wenn sie zu ihren Feiern, Gedenktagen oder Kulturwochen Gäste erwarten. Ein Beispiel: die evangelische Kirchengemeinde in Wuppertal-Barmen, wo 1934 das Barmer Bekenntnis gegen die Nazis beschlossen wurde, stellte einen Teil ihres Grundstücks für den Neubau der Barmer Synagoge zu Verfügung. Jetzt ist die Kirche einbezogen in den Sicherheitszaun der Synagoge, teilt die Bedrohung und richtet auf diese Weise ein sichtbares Zeichen gegen den Antisemitismus auf²².

d) Bündnisse mit jüdischen Gemeinden und Gruppen eingehen, Interreligiosität praktizieren

Handeln heißt heute, Bündnisse mit jüdischen Gemeinden und Gruppen einzugehen, zusammenzuarbeiten und gemeinsam an die Öffentlichkeit zu treten. So beabsichtigt die landeskirchliche Arbeitsgruppe „Wege zum Verständnis des Judentums“ künftig mit den Vereinen „Haus Abraham“ und „forum jüdischer bildung und kultur“ unter dem Dach des „Stuttgarter Lehrhauses“, einer Stiftung für interreligiösen Dialog, zu kooperieren und in der Landeshauptstadt interreligiöse Bildungsprogramme anzubieten²³. Es gibt in der evangelischen Landeskirche auch eine christlich-jüdische Gemeindepartnerschaft. Sie ist im Rahmen der Städtepartnerschaft Tübingen-Petrosawodsk zwischen

²⁰ http://www.bonhoeffer-gemeinde.de/juden/juden_aufruf9november.htm.

²¹ Michael Volkmann, Der 27. Januar – Gedenktag für die Opfer des NS. Eine Projektidee für die Schule, in: Welt aus den Fugen. Versuche des Erinnerns – nicht nur am 9. November, Darmstadt 2008, S. 78-79 (Schriftenreihe des Evangelischen Arbeitskreises Kirche und Israel in Hessen und Nassau; Bd. 20).

²² Manfred Kock, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland, Grußwort anlässlich der Einweihung der Synagoge in Wuppertal-Barmen 08. Dezember 2002: http://www.ekd.de/religionen-konfessionen/vortraege/kock_021208_synagoge_wuppertal.html.

²³ Aktuelle Programm auf der künftigen Homepage des Pfarramts für das Gespräch zwischen Christen und Juden www.agwege.de.

der Tübinger Dietrich-Bonhoeffer-Gemeinde und der jüdischen Gemeinde der karelischen Hauptstadt entstanden und wird in jährlichem Austausch neuerdings auch junger Leute gepflegt²⁴.

Und schließlich wird durch den bevorstehenden Umzug des selbstständigen Pfarramts für das Gespräch zwischen Christen und Juden hierher nach Bad Boll auch die Evangelische Akademie als Zentrum interreligiöser Bildungsarbeit in unserer Landeskirche weiter ausgebaut. Dieses Haus wird baulich so ausgestattet, dass hier auch toratreue Juden unterkommen können. So steht die Landeskirche dazu, dass die vor über dreißig Jahren in Denkendorf begonnene Arbeit hier weitergeführt und weiter entwickelt wird.

e) Wege zum intensiveren Verständnis des Judentums beschreiten, zum Beispiel Toralernwochen

Handeln bedeutet für Christen heute, Wege zu einem intensiveren Verständnis des Judentums zu beschreiten und von jüdischen Lehrern, die wir einladen, zu lernen. Sie kommen zu den so genannten Toralernwochen, die die Arbeitsgruppe „Wege zum Verständnis des Judentums“ seit über dreißig Jahren veranstaltet²⁵. Die Lehrer aus Israel gehören der modernen Orthodoxie an. Sie befolgen ein Gebot, wenn sie mit interessierten Nichtjuden zusammen Tora lernen. Die Tora ist der erste Teil und Grundlage auch unserer Bibel. Im Christentum wurde sie lange als Gesetz abgetan, doch von Jesus können wir lernen sie in Ehren zu halten und zu studieren. Franz Rosenzweig schrieb am 29.10.1921 an seinen Vetter Hans Ehrenberg: „Das jüdische ‚Lernen‘ ist keine *Theologie*. Es entspricht in seiner Bedeutung für uns etwa eurem *Sakrament*. Wenn ich vor Juden spreche, so ist das wie eure Abendmahlsgemeinschaft.“²⁶ Christlich-jüdische Toralernwochen sind demnach intensive intellektuelle und spirituelle Begegnungen zwischen Christen und Juden. Im vergangenen Jahr haben an 19 Orten im Land rund 600 Menschen fünf Abende lang mit jüdischen Lehrern gelernt.

f) Emotional bewegende Erfahrungen mit Juden teilen

Der Antisemitismus ist wesentlich irrational und hasserfüllt. Daher muss der rationale Kampf gegen ihn durch starke emotionale Elemente ergänzt werden. Diese werden durch die bereits angesprochene menschliche Begegnung aktiviert. Eine noch stärkere emotionale Widerstandskraft gegen Judenhass und -verachtung wird durch das gemeinsame Feiern von Christen und Juden erzeugt, durch geteilte Freude. Zu den Toralernwochen gehört daher die gemeinsame Feier des Sabbats, angefangen beim Kerzenzünden über den Kabbalat-Schabbat-Gottesdienst, den Kiddusch über Wein und Brot, das gemeinsame Essen und Singen von Sabbatliedern. Weiter dann die Feier des Sabbatgottesdienstes mit Toralesung und weiteren Gebeten, Erklärungen zum Wochenabschnitt, das gemeinsame Einhalten der Sabbatruhe und Zeit für persönliche Gespräche bis hin zum abendlichen Hawdala-Segen und zum gegenseitigen Wunsch: Schwua tow, eine gute Woche!

²⁴ Michael Volkmann (Hg.), Juden in Petrosawodsk, Christen in Tübingen – eine erstaunliche Liebesgeschichte, Tübingen 2007.

²⁵ Angelika und Michael Volkmann, Christlich-jüdische Toralernwochen, in: Begegnungen. Zeitschrift für Kirche und Judentum Nr. 1/2009, S. 21-23.

²⁶ Franz Rosenzweig, Briefe und Tagebücher 2. Band 1918-1929, hg. v. Rachel Rosenzweig und Edith Rosenzweig-Scheinmann, Haag 1979, S. 728 (Brief Nr. 685).

g) Das Toralernen zur festen Praxis in christlichen Gemeinden machen

Die Botschaft der Tora und ihre menschlichen Träger, die religiösen Juden, sind das Hauptangriffsziel des Antisemitismus. Toralernen ist daher ein Akt des geistigen und tätigen Widerstands gegen Antisemitismus. Wir können das Toralernen auch ohne jüdische Lehrer regelmäßig fortsetzen. In meiner Kirchengemeinde treffen sich jeden Sonntagmorgen vor dem Gottesdienst zehn bis fünfzehn Christen und lernen den Tora-Wochenabschnitt, der am Tag davor in den Synagogen vorgetragen wurde, mit Hilfe jüdischer Kommentare aus allen Jahrhunderten. So nehmen wir aufmerksam wahr, was bei unseren jüdischen Verwandten geschieht, parallelisieren das Kirchenjahr mit dem jüdischen Jahr und lassen uns von der Ethik der Tora vom Lernen zum Tun leiten. So kann eine Kirchengemeinde eine nachhaltige Solidarität mit dem Judentum leben²⁷.

h) Von unserer Verbundenheit mit dem Judentum erzählen

Dies sollte so weit führen, dass wir als Christen unseren Horizont weiten und das Judentum ganz selbstverständlich einbeziehen in unser christliches Predigen²⁸ und Unterrichten²⁹. Das, was uns verbindet – die gemeinsame Bibel, der Glaube an den einen Gott, Jesus seiner leiblichen Abstammung nach, unser Selbstverständnis als Gottes Kinder und Gemeinschaft von Heiligen, das Doppelgebot der Liebe als Zusammenfassung unserer Ethik, das Leben aus Gottes Segen, die gemeinsame Verantwortung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung, die gemeinsame Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde – ist unendlich viel stärker als das, was uns unterscheidet. Bei allen diesen Themen können wir aussprechen, dass wir sie mit den Juden gemeinsam haben, ja, dass wir sie von ihnen haben und ihnen daher so nahe stehen wie sich keine zwei anderen Weltreligionen nahe sind. Der Apostel Paulus verwendet zur Beschreibung dieser Beziehung das Bild eines Ölbaumes und der Beziehung zwischen Wurzeln und Zweigen und zwischen natürlichen edlen und aufgepfropften wilden Zweigen.³⁰ Tatsächlich werden Judentum und Christentum aus einer gemeinsamen Wurzel genährt und am Leben erhalten. Sie sind Teile *eines* Organismus'. Daher sagt Krister Stendhal: Als Christen sind wir eine besondere Art von Juden. Wenn wir dies in aller Selbstverständlichkeit zum Ausdruck bringen, entziehen wir dem Antisemitismus in unserer christlichen Religion den Nährboden.

²⁷ Ölbaum online Nr. 42/3 vom 9. Oktober 2009: <http://www.kloster-denkendorf.de/images/Images%202009/42-091009.pdf>.

²⁸ Studium in Israel (Hg.), Predigtmeditationen im christlich-jüdischen Kontext, jährlich seit 1996.

²⁹ Michael Volkmann, Judentum im Konfirmandenunterricht. Plädoyer für eine durchgängige Einbeziehung des Judentums in die Unterrichtsgestaltung, in: anknüpfen journal. Impulse aus der Konfirmandenarbeit in Württemberg 2001 Heft 6, S. 44-47.

³⁰ Römer 11,16-24.